

## Edmund Dostal: Im Schnee begraben

Bereits Anfang November lag der Schnee einen halben Meter hoch. So zeitig schon wurde jener furchtbare Winter 1916/17 eingeleitet, der, zumindest in meteorologischer Hinsicht, der härteste Kriegswinter werden sollte. In ungeheuren Mengen fiel der Schnee. Das wichtigste und unentbehrlichste Gerät, weit wertvoller als Gewehr und Handgranate, wurde nun — die Schneeschaukel. Jede freie Minute, Tag und Nacht, schaufelten und wühlten wir uns Gänge im Schnee, manns hoch schon türmten sich die Mauern um die engen Wege.

Der Aufenthalt im Freien wird fast unmöglich. Nur wenige Posten sind in den vordersten Gräben, sie versuchen sich Wärme in ihre Kleider zu strapazieren. Alles andere muß sich in die schützenden Unterstände zurückziehen. Draußen heult und tobt in pechschwarzer Nacht eine schaurige Melodie. Ein Schneesturm rast über das Gebirge. Klackernd und zitterig steht das kleine Petroleumlicht im Kampfe gegen die Finsternis. Da: ein zuckender Feuerstrahl, furchtbares Getöse, Donnerertönen, ein Pischen, wie wenn glühendes Eisen in kaltes Wasser versenkt würde — und allen Lärm übertönend ein scheißler, durchdringender Schrei voll Schreck und Schmerz. Tiefste Nacht, ein Augenblick Totenstille, dann Gepolter, Stöhnen. Endlich haben wir wieder Licht . . . wir sehen die Katastrophe: der Blitz hat in die Telefonstation eingeschlagen, ein Mann tot, zwei gelähmt. Ein Gewitter am — 24. November, mitten im Schneesturm . . .

Am nächsten Morgen strahlender Sonnenschein. Das blendende Weiß schmerzt die ungewohnten Augen. Der herrliche Rundblick ist dunkelblau überkuppelt. Harte Arbeit den ganzen Tag; die meisten Wege werden im Schnee tunnelt, was sich in der Folge sehr bewährte. (Die letzten dieser Schneetunnels zerstörte ein Frommenseuer am — 10. Juni des Jahres!) Endlich Abend. Die ersten Sterne flimmern. Schneidende, schmerzhaftige Kälte. Wir haben noch eine Pflicht vor uns: wir müssen die Toten des Tages begraben. Drei sind's. Aber diese Arbeit ist rasch getan. Denn die steinige Erde ist tief unter unseren Füßen, zu tief. Wir graben schon seit langem nur noch Schneegräber. Die Toten müssen Geduld haben bis zur Schneeschmelze. Bis dahin sind sie bloß provisorisch begraben . . .

Verhältnismäßig ruhig verlaufen die nächsten Tage. Aber am 4. Dezember setzt ein Sturm von nie geahnter Stärke ein. Ein Orkan. Dazu ein Wollenbruch von Schnee. In ungläublicher Dichte wirbeln die Kloden. Es flimmert und flüht und legt sich undurchdringlich vor die Augen. Unheimlich rasch werden alle freien Wege vertieft, die Ausgänge der Tunnel verstopft, die Hütendächer überlastet. Alles ist draußen und schaufelt. Alle Mannschaft, die Offiziere, der Arzt und selbst der Feldgeistliche — alles schaufelt. Wir haben aber Mühe, uns gegen die Gewalt des Sturmes zu stemmen. Die Eisnadeln zerreißen die Gesichtshaut, schmerzhaft bohrt die Kälte in den Knochen. Das Atmen allein ist schon eine ungeheure Anstrengung.

Mit der Schneeschaukel in den Händen ringt jeder einzelne um sein Leben.

Mit steigender Todesfurcht kämpfen wir gegen das Verhängnis. Aber es ist vergebens. Unsere Arbeit ist nutzlos. Denn das Untwetter nimmt noch zu. Es steigert sich zur Raserei. Wir erkennen unsere Ohnmacht und sind froh, uns noch den Rückweg zu unseren Hütten erkämpfen zu können. Wir kehren zu unserem Unterstand zurück. Hier Meter hoch ragen die Schneewände um ihn empor. Erschöpft, verzweifelt, seelisch zermürbt torfeln wir wie Betrunkene in die lichtlose Dedeung. Wir kriechen in die graue Öffnungslosigkeit, umschattet von Todesahnungen. Vierzig lebende Leichname, denn nun werden wir im Schnee begraben . . . Ich denke an ein sinkendes U-Boot.

Nacht und Schnee um uns. Das Gehirn tobt, die Nerven schmerzen, der Herzschlag hämmert im Halse. Mund und Kehle sind trocken, nervös zernagen die Zähne den Zigarettensammel. Hitze und Kälte durchschauern den schlaffen Körper. Angst, nackte Angst glöht aus

### Europa!

Reize ehrfurchtsvoll dein Haupt.  
Schmitter Tod band reiche Garben.  
Deine besten Söhne harben.  
Kämpfend haben sie geglaubt  
an dich, Europa.

Freiheit stolzen Menschentums  
sollest du mit Siegesgarbe  
tragen über alle Erde  
als ein Diadem des Ruhms.  
Und du, Europa?

Tief aus deinen Völkern brach  
Sehnsucht auf in hellen Flammen.  
Mörser schossen sie zusammen.  
Ihr Triumph ist eine Schwach  
für dich, Europa.

Und du siehest es geschehn.  
Statt die Völker zu begnaden  
siehest du auf Barrikaden  
die dich liebten, untergehn.  
Stirbst du, Europa?

Nein, du lebst, und mit dir lebt  
alles, was an hartem Willen  
eine Sendung zu erfüllen,  
stark im Menschen aufwärts strebt.  
Hör es, Europa!

Hör und sieh! Red hoch das Haupt.  
Rathen ransäen, Pulse schlagen.  
Ueber alle Totenklagen  
fiest der Mensch, der an sich glaubt.  
Wach auf, Europa!

Freiheit stolzen Menschentums  
soll die Völker einst beglücken,  
als ein Diadem des Ruhms  
soll die ganze Erde schmücken  
durch dich, Europa!

Hans Meinow.

den flackernden Augen, entstellt das Gesicht zur Grimasse: Todesahnen.

Unheimlich langsam berrinnt die Zeit. Ungebrochen rast der Schneesturm über uns; wir können nun auch die Tür nicht mehr aufmachen. Gefangene des Schnees! Es hängt von einer Laune der Natur ab, wann und ob wir überhaupt aus diesem Kerker befreit werden. Glücklicherweise, den dieses Grauen schlafen läßt! Vielleicht erzwingt er sich ein Traummärchen von blühenden Wiesen und lachendem Himmel, von hellem Sonnenschein und fernem Frieden. Beidenwert jene, die sich mit dem Rosenkranz in der Hand einen Trost erbeiteln! Ob sie in ihrem Gebet auch an die anderen denken? Alle Energien sind zermürbt. Wir fühlen die Unkimmigkeit des weißen Todes. Hier lernt man warten können! Wir verlieren jeden Zusammenhang mit außen. Doch nein. Der spagatdünne Telephondraht zum Bataillonskommando — er liegt unter dem Schnee — hält stand. Und dort nach rückwärts bleibt die Linie auch erhalten. Alle anderen Leitungen sind zerhört. Zwar wird die Verrichtung der Notdurft für uns zum Problem, aber wir erfahren telephonisch jede Torpedierung auf dem fernsten Meere . . .

Wir sind nun vierundzwanzig Stunden begraben. Schon oder erst? So muß die Ewigkeit beginnen. Noch immer wütet der Orkan. Mit ungeschwächter Kraft. Das meldet uns das Telephon. Und weiter: Ausharren . . . nicht verzagen . . . Ein neuer Feind gefell sich zur Kälte und zum Schnee: der Hunger. Wir dürfen eine Konserve öffnen. Aber wer hat noch eine? Eiserner Vorrat? Bei diesem fortwährenden Hunger! Einige Zwiebackbrösel sind alles . . . Was wird eher eintreten? Das Erfrieren? Das Verhungern? Oder wird uns der Schädel breitedrückt von dem einstürzenden Hütendach? Oder soll vielleicht gar ein feindliches Geschöß in blindem Zufall . . . ? Es ist doch eigentlich Krieg! Den könnte man beinahe vergessen . . . Wenn man nur das Gehirn ausschalten könnte! Ein unnützes Ding, ein lästiges, in solchen Lagen! Wozu dies alles erdulden? . . .

Nach der Uhr ist nun auch die zweite Nacht vorüber. Eine Unendlichkeit. 44 Stunden des Grauens liegen hinter uns. Ueber unseren Köpfen muß der Morgen dämmern. Ist das Untwetter vorbei? Rast noch immer der Schneesturm? Wie tief sind wir gesunken? Das heißt, wie hoch hat sich der Schnee über uns getürmt? Wir wissen keine Antwort darauf. Die meisten haben auch gar kein Interesse mehr an diesen Fragen. In ihnen ist wohl der Hoffnungspunkt erloschen. Und manche warten nur mehr auf den Tod, nachdem sie das Ende noch erlebt . . .

Telephonmeldung: „Der Sturm hat sich gelegt!“ Na ja. „Es dürfte ein ruhiger Tag werden.“ So? Gleich darauf der Befehl, die Verbindung mit den anderen Unterständen zu suchen. Denn außer uns ist das ganze Bataillon — „berückollen.“ Was sollen wir mit dem „Befehl“ anfangen? Vorerst müssen wir ja selbst aus unserem Gefängnis hinaus können. Ist das denn überhaupt möglich? Der Versuch muß ge-

macht werden. Aber wie? Die Tür ist vom Schnee festgerammelt. Drei, vier, noch mehr stemmen wir uns gegen sie. Rudweise pressen wir Zentimeter um Zentimeter den Schnee vor der Tür zurück. Sie ächzt und kracht und spült. Ein schmaler Spalt ist erzwungen. Schneemassen überschütten uns. Pustend und feuchend pudeln wir uns ab. Durch eine Art sehr engen Kamins sehen wir einen Regen blauen Himmels: Dort ist die Freiheit!

Sonderbar: Da wir den Tag sehen und das frische Leben wieder fühlen, kehren Mut und Kraft in uns zurück. Trotz den Tränen... Die Finsternis hat ihre Schreden verloren. Wir sehen wieder, um uns wehren zu können, wir wehren uns, um zu leben. Lebensmut kehrt in uns zurück, wir nehmen den Kampf gegen den Schnee wieder auf. Maulwurfsarbeit. Einer wühlt sich in dem engen Kamin empor. Rutscht, sinkt wieder zurück. Kein Halt in dem losen Schnee. Wieder hinauf. Wir stützen seine Füße mit den bloßen Händen. Vergebens. Er landet wieder auf dem Boden. Aber der Schnee wird fester. Wir stampfen ihn, treten Stufen. Lösen uns ab. Drei Stufen haben wir: einen Meter. Noch vier Meter. Oder vielleicht fünf... Jeder Zentimeter will erobert sein. Wir kuchen und dampfen. Wenn nur mehr Platz wäre! Höchstens zwei Können zugleich arbeiten. Es geht aber doch vorwärts. Wir gewinnen an Höhe. Der Erfolg gibt uns immer neue Kräfte. Und dann: Dort oben winkt das Leben!...

Endlich! Wir sind aus dem Kamin draußen. Atemlos stampfen wir bis über die Knie in einem Meer von Schnee. Die Lichtentwöhn-

ten Augen schmerzen, wir sind fast blind. Herz und Lunge wollen schier bersten. Aber wir lachen, lachen mit weinenden Augen. Wir haben uns wieder einmal das Leben erträgt. Wir lagen ja schon im Grabe...

Winzeln entdecken wir neues Eisessen. Wir sehen „drüben“ die Italiener in Massen. Wir duden uns, ziehen die Köpfe ein, wühlen uns ängstlich eine Deckung. Denn wir fürchten, beschossen zu werden. Aber auch die Italiener haben keine Gewehre, sondern nur Schneeschaujete'n... Eine Art Waffenstillstand, von der Natur diktiert; sie besiegte den Krieg... leider nur auf Stunden.

Im Beraufe zweier aufreibender Tage ist die Katastrophe zu übersehen. Nicht alle Unterstände haben standgehalten. Zwei von ihnen hat die Schneelast eingedrückt, andere schwer beschädigt. Manche Hütte mußte erst mit langen Stangen gesucht und freigelegt werden. Was gefunden wurde, war oft nur mehr ein — Grab. Der „weiße Tod“, den meisten von uns unbekannt, hat eine schauerliche Ernte gehalten...

Ein Vergleich: Die vierte Konzogschlacht, die fast vier Wochen dauerte, kostete das Bataillon 980 Mann, darunter 300 Tote; 67 Männer kehrten aus dieser Hölle, aus diesem Kampf um Görz zurück. — Diese dreitägige Schneesturm-Katastrophe im Dezember 1916 verurteilte demselben Bataillon einen Verlust von 463 Mann, davon 28 tot und 8 vermißt. Die Natur kann also das Vernichten der Menschen ebenso gut, wenn nicht noch besser als selbst die raffinierteste Kriegstechnik! Edmund D o s t a l.

## Erkenn' den Mann am Hute!

Von W. P.

Das markanteste Stüd der sonst recht langweiligen Männerkleidung ist ohne Zweifel der Hut. Clowns und Komiker wissen sehr wohl, wie sehr ein Hut die männliche Erscheinung verändern, entstellen und scharf charakterisieren kann und aus diesem Grunde ist schon manche männliche Kopfbedeckung mit ihrem Besitzer weltberühmt oder zumindest örtlich populär geworden. Wer denkt hier nicht an Napoleons quergestellten Dreispitz, an Richard Wagners Barett oder an Charlie Chaplins verbeulte Melone? Mag sein, daß in Amerika die Konfessionierung der Kopfbedeckung alle Individualität verwischt. Bei uns in Europa jedenfalls besteht auf diesem Gebiete noch eine solche Vielfalt der Formen, daß sie geradezu ausreicht, um auf sie eine eigene Art Physiognomik zu gründen. Jedenfalls läßt sich aus der Kopfbedeckung eines Mannes und der Art, wie er sie trägt, mancher Schluß ziehen auf seine soziale Stellung, seine Meinungen und Lebensgewohnheiten. Man muß nur die Augen etwas aufmachen! Der große schwarze runde Demokratenhut mit einem oft übertrieben breiten Rand ist hierzulande schon wohlbekannt. Masarchl trug einen solchen Hut auf die feinere Art des Universitätsprofessors, während ihn besonders eifrige Parlamentarier oben eine Spitze geben, so daß er beginnt, an einen Maler alter Schule zu erinnern. Jüngere Rufensöhne jeder Gattung bevorzugen derzeit das graue runde Hüchchen mit viel kleinerem Rand, das flach und niedrig aussieht. Begegnet Du, lieber Leser, außerhalb Oesterreichs und des bairischen Alpenlandes dem grünen Hut mit dem Wasserpinsel oder der Sahnenfeder, so schwör ich drauf, er sitzt auf dem Kopf eines Agrariers, sei er nun Gutsbesitzer oder Forstadjunkt. Der ostpreussische „Krautjunker“ und der ungarische „Schweinebaron“ haben sich gleichermäßen dieses tirolerische Attribut angeeignet. Das sind jedoch schon ausgefallene Sorten Hüte. Genau genommen hat sich der Durchschnittsbüt seit etwa 60 Jahren kaum verändert; nur war der Rand bald auf bald abgebogen und war der Kopf verschiedentlich hoch und immer wieder anders eingedrückt. Erinnern Sie sich an das sonderbare Relief vor wenigen Jahren, das aussah wie die Fuchspur einer Kuh? Aber es ist merkwürdig: So gleich die Männerhüte neu auch aussehen mögen, nach kurzer Zeit nehmen sie ganz und gar verschiedene Formen an, bekommen sie ein Stüd Individualität ihres Besitzers. Nicht nur vom Regen kommen solche Veränderungen, auch von der Art des Tragens, der Behandlung beim Krützen und zu Hause. Aus diesem Grunde sieht auch ein neuer Hut bei den meisten Männern befremdend oder komisch aus. bis Hut und Herr sich ineinander eingewöhnt haben.

Unterstützen wir trotz aller Konservativität der Männer nicht die Mode. Seit sie vorschreibt, der Rand des Männerhutes für den Sonntag-nachmittag sei klein, seh ich in Prag gar manchen Jüngling, der sich die Krempe seines alten Hutes mit einer Schere frisch beschnitten hatte. Die Mode der männlichen Kopfbedeckung begnügt sich glücklicherweise meist mit kaum sichtbaren kleinen Veränderungen und wer es sich unbedingt leisten muß, kauft einen echten Vorkasino oder einen jener englischen Hüte, die nach Gewicht verkauft werden.

Aber bleiben wir bei unserer Physiognomik. Da wäre z. B. noch die Sportmütze. Man wird in den seltensten Fällen im Zweifel sein, ob sie

## Der Mantel unserer Erde

Von Dr. Werner Finkler

Die den Erdball umgebende Lufthülle ist mit einem Mantel zu vergleichen, der die Erde und ihre Bewohner gegen die eisige Kälte des Weltraums schützt. Die Sonne meint es gut, sie pendelt uns Wärme genug, doch genau so groß ist auch die Wärmeabstrahlung der Erde dort, wo die Sonne nicht scheint. Zwischen Wärmezufuhr und Wärmeverlust besteht ein Gleichgewicht. Die Durchschnittstemperatur an der Erdoberfläche beträgt 15 Grad, um diese abgerundet anzugeben. Diese wohlliche Temperatur ist dem Umstande zu verdanken, daß die als kurzweilige Strahlen ankommende Strahlungenergie der Sonne in langwellige Strahlen umgewandelt und von dem Luftmantel zurückgehalten wird. Wäre dieser Mantel nicht, dann würde die durchschnittliche Oberflächentemperatur der Erde um 38 Grad niedriger sein, d. h. —23 Grad Celsius betragen und alles, was die Erde bevölkert, würde erstickern.

Die wärmeschützende Eigenschaft des Luftmantels beruht auf der geringen Wärmeleitfähigkeit der Luft. Von den Bestandteilen der Atmosphäre hat die Kohlenäure die geringste Wärmeleitfähigkeit. Die Kohlenäure bietet einen doppelt so großen Wärmeschutz als die Luft und da sie schwerer ist und sich in den untersten Schichten ansammelt, so könnte man sagen, daß der Luftmantel der Erde gewissermaßen ein warmes Futter aus Kohlenäure hat. Von den 38 Grad Wärmeunterschied zwischen der Erde mit und ohne Luftmantel ist die Kohlenäure für 21 Grad verantwortlich. Die Kohlenäure ist also mit der wesentlichste Regler im Wärmehaushalt der Erde und etwaige Schwankungen im Kohlenäuregehalt der Luft können die Wärmebilanz ganz erheblich beeinflussen. Die Kohlenäure der Erde ist vulkani-

sch, zum kleinen Teil aber auch industriellen Ursprungs. Die von den tätigen Vulkanen ausgeworfenen Gasmassen müssen enorme Mengen Kohlenäure enthalten. Denn obwohl die Kohlenäure dauernd verbraucht wird, bleibt doch ihr Anteil in der Atmosphäre unverändert. Von den Kohlenäurevorräten zehren die grünen Pflanzen, die die Kohlenäure der Luft in Kohlenstoff und Sauerstoff zerlegen und insbesondere die Meeresbewohner, die große Mengen Kohlenäure als Bestandteil des im Meerwasser gelösten kohlensauren Kalks aufnehmen und in ihren Schalen und Skeletten binden. Jährlich werden von den Meeresbewohnern rund 15 Millionen Tonnen Kalkstein gebildet, was einem Verbrauch von 600 Millionen Tonnen Kohlenäure entspricht. Die Speicherung der Kohlenäure spielt sich seit Jahrmillionen ab, die Gesamtmenge der an Kalkstein gebundenen Kohlenäure ist 300.000mal größer als die der freien Kohlenäure in der Atmosphäre.

An dem Kohlenäureumsatz ist der Mensch insofern beteiligt, als in seinen vielen Oefen rund zwei Milliarden Tonnen Kohle jährlich zu Kohlenäure (und Asche) verbrannt werden und daß ferner von den zahlreichen Kraftwagen Millionen Tonnen Kohlenäure mit den Auspuffgasen der Luft zugeführt werden. Es ist dies nicht viel im Vergleich zu dem Grundbestand der Atmosphäre mit 2,5 Trillionen Tonnen Kohlenäure, trotzdem kann diese Anreicherung einen, wenn auch geringen Einfluß auf die Beschaffenheit des schützenden Wärmemantels und folglich auch den Wärmehaushalt der Erde haben. Wenn in letzter Zeit der Winter milder geworden ist, wenn eine Schifffahrt im nördlichen Eismeer längs der sibirischen Küste möglich wurde und wenn die Gletscher ihre Zungen immer weiter zurückziehen, so mag dies zum Teil daran liegen, daß der Mensch die vor Jahrmillionen in den Steinkohlenflözen und Erdoilagern gebundene Kohlenäure wieder der Luft zugeführt hat.



einem fashionablen Sportsmann, einem Weltreisenden oder einem Fabrikproleten gehört. Auch wenn sie ganz neu wäre, zeigte schon die Art, wie sie sitzt, welchem Milieu der Träger angehört. Gerade so eine Sportmütze ist ein besonders ausdrucksvolles Stück Kopfbedeckung, mit der sich wirkliche und gespielte Gleichgültigkeit vorzüglich markieren läßt. Sie umrahmt das Gesicht bescheidener als ein Hut und läßt daher seine charakteristischen Züge schärfer hervortreten. Der sprichwörtliche weltreisende Engländer, der Typ des Deiktios, aber auch der des gefuchten Einbrechers, schließlich sogar der Klassenbewußte Prolet, alle tragen die Sportmütze und alle sind auf verschiedene Weise an ihr kennlich. Auch die alte Sportmütze hat noch ihre Liebhaber. Die ersten Radfahrer trugen sie weiß mit schwarzem Schild schon um die Jahrhundertwende. Wilhelm II. oder der verstorbene Georg V. von England sah man mit ähnlichen Schirmmützen am Steuer ihrer (symbolischen) Seegeboote. Heute finden wir sie in blauer Farbe auf den Köpfen ergaunter Rentiers, die auf Stöcke gestützt in den Parks sitzen und sich sonnen. Aber nicht nur bei ihnen. Denn diese Mützen, aus neutralem Stoff gemacht, sind oft ein willkommenes Zwischending zwischen privat und militärisch. Deshalb sind sie richtig für private Chauffeure, deshalb werden sie jedoch auch von Stalin und anderen Häuptern des ersten Sowjetstaates bevorzugt. Da hätten wir beinahe die Melone vergessen. Nicht mit Unrecht wurde sie kürzlich von einem Franzosen als das sichtbarste Zeichen des Erfolges in der bürgerlichen Welt bezeichnet. Eine Melone ist natürlich teurer als eine Sportmütze und damit ist auch der Kreis ihrer Anhänger schon begrenzt. Der Karikatürist bedenkt mit ihr gewöhnlich den Börsenmann und das Modejournal den Elegant in den besten Jahren, dem natürlich dann ein Regenschirm nicht fehlen darf. Denn eine Melone, auf die es regnet, macht Lärm. Charlie Chaplin trägt die seine geradezu als Symbol einer merkwürdig hoblen Welt, die man Lutz hat, durch einen kräftigen Faustschlag etwas zu deformieren. Welche Raibität von Gerichtsvollziehern, Inkassanten, Geheimpolizisten und Straßenbahnkontrollleuten, zu glauben, daß man mit einer Melone besonders ungefährlich oder ferios ausfähe. Die nächst höhere Stufe des starren Systems ist der einstmals weitverbreitete Zylinder, der König unter den Hüten, der allerdings nur bei Beerdigungen oder ähnlichen feierlichen Anlässen aus der Pappschachtel geholt wird. Daß Kammerfräulein ihn tragen, gibt es sicherlich nur auf Ansichtskarten; denn bequem ist ein Zylinder nicht und schon gar nicht bei der Arbeit. Lord Northschild und Aga Khan tragen sogar einen grauen. Sie werden dabei nicht viel Gefolgschaft haben. Bald wird der Zylinder nur noch im Bereich der Maskerade zu finden sein. Aber vorerst scheint es, gehört sogar zu einer ländlichen Rahmenweise zumindest ein Chapeau Claire. Der dritte unter den Steifen ist wieder billiger und hat daher eine weit größere Anhängerschaft: Es ist der lustige und lustige Strohhut, von Harold Lloyd und Maurice Chevalier populär gemacht und dementsprechend besonders von beschränkten Naturen bevorzugt. Man kann ihn auch tragen, wenn man keinen Kragen mehr am Hemd hat. Er bleibt immer feck, aber dann Achtung vor der Volkseitel! Ich persönlich muß sagen, daß mir das andere Extrem der Kopfbedeckung mehr zusagt, nämlich die nahezu rüdenlose Vasenmütze. Gewiß, vom ästhetischen Standpunkt aus kann sie nur von Leuten mit ausdrucksvollem Gesicht getragen werden, aber bequem und praktisch ist sie für jeden. Deshalb war sie auch einmal eine

modische Neuerung, die sich leicht und anhaltend (besonders in Frankreich) durchgesetzt hat. Man kann sie in die Tasche stecken, auch in die Reisetasche, sie schützt den Kopf, ohne zu drücken, wegschleppen zu können oder die Aussicht zu versperren und schließlich muß sie auch nicht teuer sein. Deshalb trägt sie auch der Duke of Windsor so gut wie der kleine französische Prolet. Bei uns allerdings ist sie zumeist den Intellektuellen vorbehalten. Und einen eminenten Vorteil der Vasenmütze hab ich überhaupt vergessen: Man muß sie zum Gruß nicht lüften: es wäre zu unbequem und deshalb gilt sie als militärische Kopfbedeckung. Ueberhaupt ist das Grüßen mit dem Hut eine verdammt altmodische Sitte, die besonders dann zur Last wird, wenn man an einem Ort sehr viel Bekannte hat. Die verschiedenen Kopfbedeckungen sind hinsichtlich dieser Notwendigkeit ganz verschieden konstruiert. Der Dreispitz, bei Diplomaten und Leihdienern

erster Klasse noch gebräuchlich, zwingt zu jener Grandezza des Grußes, wie sie jener Zeit entsprach, aus der der Dreispitz stammt. Die verschiedenen steifen Hüte machen keinerlei Schwierigkeiten und der normale Hut hat jedenfalls irgendwas zum Anfassen. Aber bei einer Sportmütze sind bereits zwei Hände nötig, um sie wieder richtig auf den Kopf zu bringen. Die flüchtige und nachlässige Grußbewegung mit dem Hut ist eher das Zeichen verständlicher Bequemlichkeit, als das der Unhöflichkeit und wer bis auf den Boden grüßt, kann Dein ärgster Feind sein. Wo die Wissenschaft vom Hute endigt, da beginnt die vom Grüßen. Beide erzählen viel über die Menschen. Aber wenn der Faschismus einmal alle Köpfe in gleiche Militärmützen gesteckt hat und jedermann mit denselben Worten und Bewegungen zu grüßen gezwungen ist, wird das Leben schwerer sein, weil man über den Mitmenschen weniger Bescheid weiß.

## Der Schnellzug

„Es ist spät geworden, Elisabeth“, sagte Bert Brand, „laß uns gehen.“ Das kleine Café, in dem die beiden Jugendfreunde sich nach langen Jahren der Trennung wieder getroffen hatten, war schon fast leer.

Gähmend schob der Ober ein paar Stühle gerade und wischte mit einer müden Handbewegung Stuchentrümel von einem der kleinen Marmortischchen. „Er kennt uns nicht mehr“, sagte das Mädchen mit einem kleinen Lächeln nach dem alten Mann, der schon vor fünf Jahren den beiden den Kaffee serviert hatte, und für sich dachte sie: „und wir beide, Bert und ich, wir kennen uns auch nicht mehr.“

Gleich darauf waren sie auf der Straße. Bert wagte nicht, Elisabeth unterzuhaken, wie er es früher immer getan hatte und so schritten sie fast fremd nebeneinander her. Nur, daß sie nicht krampfhaft versuchten, eine Unterhaltung in Gang zu bringen, wo es ihnen viel mehr nach Schweigen amute war, zeigte einen letzten Rest von Vertraulichkeit.

Mit einem Male stand der Mond am Himmel. Eine blaue, silberne Scheibe, umgeben von einem weiten, hellen Kranz, alles in ein blaues und silbernes Licht tauchend.

„Das bedeutet Regen“, sagte Bert und bogen sie sich zu dem viel kleineren Mädchen herab. „Der Mond hat einen Kranz.“

Elisabeth nickte nur.

„Wenn ich doch ihren Arm nehmen dürfte“, dachte der Mann, „vielleicht wäre sie dann nicht mehr so sehr weit fort, so unendlich fremd. Eigentlich ist es doch keine so große Sache, den Arm eines Mädchens zu ergreifen, wenn man allein auf einer einsamen Straße geht und man das Mädchen schon kannte, als es zehn Jahre alt war und lange, blonde Gänsezöpfe mit roten Schleifen trug! Und man hätte doch so manches Mädchen inzwischen untergehaßt, ohne viel zu fragen. Ja, aber manchmal ist es eben doch eine große Sache.“

Unabhängig Male waren die beiden schon diesen Weg gegangen. Zuerst als Schulkinder wenn sie sich heimlich für ihr spätkliches Taschengeld Süßigkeiten in dem kleinen Laden gekauft hatten, der zu der Konditorei gehörte. Und dann in den Jahren ihrer heimlichen und zarten Liebe, da hatten sie oft stundenlang in einer versteckten Ecke des kleinen Lokals gesessen, und das Marmortischchen und das rote Mischsofa hatten, wie alle Marmortische und Mischsofas der Welt, die den Vorzug genießen, in kleinen und verästeligen Cafés zu stehen,

manche geflüsterte Liebeserklärung und manch zärtliches Wort gehört. Ja, und damit war es ja nun wohl vorbei.

Elisabeth war vor fünf Jahren in eine der großen Städte gezogen, um Medizin zu studieren. Sie hatte es sich nicht ausreden lassen, trotzdem er, Bert, in dieser Hinsicht doch wahrlich sein Bestes getan hatte. War sie nicht viel zu schwach und viel zu zart für diesen Beruf, seine kleine Elisabeth? Wie hatte sie sich beispielsweise immer gefürchtet, wenn der Schnellzug mit großem Getöse die Brücke überquerte, auf der sie ein Stück des Weges dicht neben den Schienen einherlief.

Zu Beginn ihres Studiums hatte Bert eigentlich täglich auf ihre Rückkehr gewartet, auf die Rückkehr des kleinen und verängstigten Mädchens, das sich an seine breite Männerbrust flüchten würde, um Schutz zu suchen vor den Gefahren der Großstadt, der vorbeifahrenden Züge und Schwierigkeiten des Medizinstudiums. Aber die Zeit hatte bewiesen, daß kein suchendes, kleines Mädchen auftauchte und der Platz an seiner breiten Männerbrust blieb relativ frei. Ja, so war es gewesen. Und Bert lädelte grimmig und begann sich ein wenig über sich lustig zu machen.

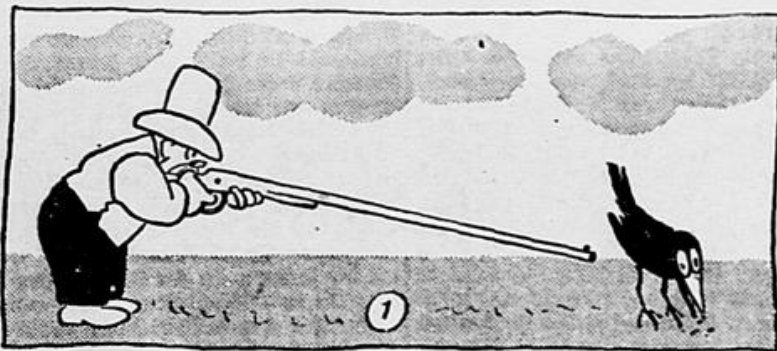
Und nun war das Mädchen Elisabeth wieder plötzlich aufgetaucht. Es zeigte sich, daß sie ihr Examen bestanden hatte und nun Dr. med. Elisabeth Haller hieß. Auch sonst mochte sich so manches geändert haben.

Der Mond hatte sich hinter einer Wolke versteckt und es war stockfinster. Elisabeth stolperte über einen Stein, aber sie griff nicht nach dem Arm ihres Begleiters, wie sie es früher bestimmt getan hätte.

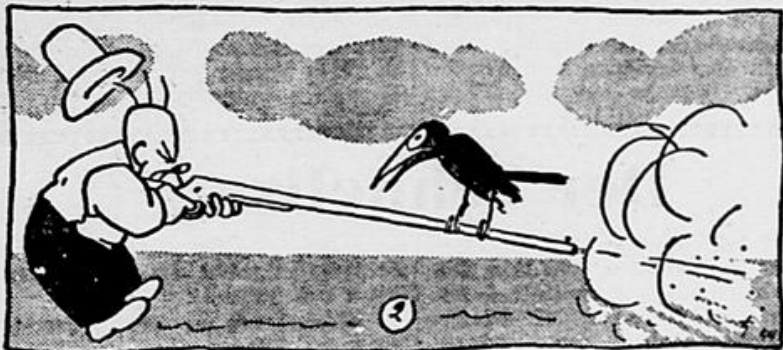
Weit hinten tauchte — eine gespenstische Silhouette gegen den nachdunklen Himmel — die mächtige Eisenkonstruktion einer Brücke auf. Derselben Brücke, die sie so oft des Nachts, wenn das schlafbedürftige Gesicht des Kellners in dem kleinen Café sie endlich an den Heimweg gemahnt hatte, überqueren mußten.

Elisabeth hatte nie erfahren, daß Bert es mit einem heimlichen Blick auf seine Uhr recht oft absichtlich so eingerichtet hatte, daß sie diese Brücke, die sie in den jenseits des Flusses liegenden Stadtteil führte, eben gerade dann überschritten, wenn mit funkelnden Lichtern und wahrhaft donnerndem Getöse der Schnellzug heranbraunte.

Bert wünschte, daß sich Elisabeth vor diesem Moment fürchtete und er kam sich eigentlich im-



Copyright P. L. B. Box & Copenhagen



### Adamsons Todfeind

mer recht schlodt vor, wenn er wieder einmal heimlich unter dem Marmortischen einen Blick auf die Uhr warf. Der Augenblick dann, in dem sich Elisabeth dann wie schubfuchend an ihn schmiegte, mit großen, ängstlichen Augen und einem kleinen Spottlächeln um den jungen Mund über ihre eigene Angst, diese Augenblicke waren eigentlich das Höchste seines Lebens gewesen.

Jetzt waren die beiden an der Brücke angelangt. Dunkel und unheimlich säumte und quirlte der Fluß gegen die eisernen Pfeiler dieses gewaltigen Menschenwerkes. Ihre Schritte dröhnten dumpf, aber allmählich wurden all diese Geräusche verschluckt, einfach hinweggeschwemmt von einem immer näher kommenden gewaltigen Dröhnen und Tosen... der Schnellzug brauste heran.

Bert versuchte die Augen des Mädchens zu sehen, aber sie blickte starr vor sich hin. Dann, ganz plötzlich, als der Zug die letzte Kurve gewonnen hatte, fuhr ein gelber Lichtschein in die Finsternis. Das Dröhnen nahm zu und ward in Sekunden, an denen die hellerleuchteten Wagen an ihnen vorüberbrausten, zu einem atemberaubenden, allesverschlingenden Orkan.

Rast atemlos starrte der Mann in das Mädchenantlitz neben sich. Die großen Augen waren weit geöffnet und es war nicht Angst, die sich in ihnen spiegelte, es war ein Lächeln...

Erst jetzt war es dem Mann, als habe er Elisabeth ganz verloren. Langsam vererbte der Lärm des Zuges. Sie standen mitten auf der Brücke. Beide hatten sie nicht bemerkt, daß sie stehen geblieben waren.

„Komm, Elisabeth“, sagte Bert leise. Seine Stimme klang fremd und wie von weit her. Erstaunt sah das Mädchen zu ihm auf, dann kam ein leises Lächeln in ihre Augen.

Mit einer unendlich weichen Bewegung legte sie plötzlich die Arme um den Hals des Mannes. „Bert“, sagte sie leise, „es soll so sein, als ob ich nie fortgewesen wäre, nicht wahr, Bert?“

## Standgericht in China

Von C. Ettony

Es soll Leute geben, die an einem Krieg verdienen! Es läßt sich nur schwer feststellen, wie weit dieses Gerücht auf Wahrheit beruht. Tatsache ist nur, daß im letzten Kriege gegen Japan der chinesischen Armee von einigen Großaufsehern zum größten Teil wertloser Plunder geliefert wurde: Gewehre, mit denen man alle möglichen Scherze machen, aber nur nicht schießen konnte, Uniformen, die sich beim bloßen Anfaßen in ihre sämtlichen Bestandteile auflösten, schließlich Stiefel, die zwar fest und kernig waren, aber sogar von einer Armee Libutaner ihrer bescheidenen Größe halber zurückgewiesen worden waren.

Die Regierung drohte nachlässigen Lieferanten mit harten Strafen. Es half nichts... Schließlich wurde vom Obersten Armeekommando der Beschluß gefaßt, solche Kriegsgewinne vor ein Standgericht zu stellen.

Der Kantoner Kaufmann Hi-Schen-Li hatte der Armee des Generals So-Tan minderwertige Lieferungen zugestellt. Man faßte ihn und er kam vor ein Kriegsgericht, das ihn kurzerhand zum Tode durch den Galgen verurteilte.

Im Morgenrauschen des nächsten Tages schon wurde Hi-Schen-Li aus dem Gefängnis geholt und auf die Richtstätte geschleppt. Ein kurzes Gebet gestattete man ihm, dann legte ihm der Henker den Strick um den Hals.

Dann hieß er den Verurteilten von der Leiter. Entsetzt wandten sich die Umstehenden ab. Der Hörter haunelte in der Luft und dann riß mit einem Male der Strick und Hi-Schen-Li fiel mit einem lauten Schrei zur Erde...

Man forschte nach und stellte fest, daß der Strick von dem Kriegslieferanten Hi-Schen-Li geliefert worden war!

**Leset und verbreitet die ARBEITERPRESSE!**

## Schach ins Volk

SCHACHAUFGABE Nr. 379.

Von Emil Mächler, Zürich.

(Schweizer Arb.-Schachkalender 1938)

Schwarz: Kf4, Ta3, a5, Ld1, Sc3, e2, Be5, f6, g3. (9)



Weiß: Kh5, Te3, Lb8, Sb5, f1, Lg4, Bh2. (7)  
Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Wenzel Scharoch, Drakowa 32, Post Modlan, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 378: De2-b5!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Dinnebier Emil, Tetschen; Nitsch Rosa, Trupschitz; Tepper Franz, Karlsbad; Boutschek Hilde, Franzendorf b. Reichenberg; Schöffel Anton, Schöbritz; Koukal Franz, Prag-Strasnice; Rotsch Manfred, Klein-Priesen; Bartl Rudolf u. Schaffer Heinz, Kleische; Habi Erwin, Chimiak Teo, Hofeld Otto, Freundl Anton, Lohmüller Hans, Schindler Robert, Thiele Lady, sämtlich Nesteritz; Mildner Karl, Teplitz; Amler Rudolf, Tetschen; Hyna Josef, Hostomitz; Schöpka Josef, Dux; Rudek Peter, Brüx; Richter Hein, Strache Rudolf, Klötzig Rudolf, Strache Karl, Pfeiffer Ernst, sämtlich Groß-Priesen; Berger Josef, Klein-Augenz; Dr. Kisch Fritz, Teplitz-Schönau; Skarwada Franz u. Scharoch Franz, Wisterschan; Havel Franz, Modlan; Ulbert Rudolf, Prosetitz.

### RICHTIGSTELLUNG.

Im Vereinsturnier der Sektion Nesteritz erreichte Gen. Saslik nur 6 Punkte statt 7, Gen. Freundl auch 6 Punkte statt 5.

Auch in der Turniereinteilung Teplitz II. gegen Zuckmantel geschah ein Fehler. Das Spiel sollte am 9. Febr. nicht am 13. Febr. stattfinden. Wisterschan I. gewann gegen Wisterschan II. mit 6:0 Punkten.

### Partie Nr. 149.

Eine wahre Begebenheit aus dem Vereinsturnier 1937-38 in Eichwald.

Königsgambit.

Weiß: Tittel Franz

Schwarz: Laufer Fritz

1. e2-e4 e7-e5

2. f2-f4 Ein Märchen aus

uralten Zeiten; der einst so gefürchteten Giftschlange „Königsgambit“ haben die Analytiker schon längst die Zähne ausgebrochen — mit Recht ist diese Eröffnung aus den modernen Turnieren verschwunden. Abzusehen davon, daß sie nichts zur Entwicklung leistet, also einen klaren Tempoverlust darstellt, versperrt er dem Läufer c1 sein natürliches Entwicklungsfeld.

2. — — — e5xf4

3. Sg1-f3 Lf8-c5?

Schlecht! Im Gegensatz zum Damengambit (dxe4) kann man den Gambitbauern f4 gut decken und behaupten. Also 3. — — — g7-g5!

4. d2-d4 Lc5-b6

5. Lc1xf4 d7-d6

6. Sb1-c3 Lc8-e4

7. Lf1-e4 Lg4xf3?

Anstatt sich mit Sf6 zu entwickeln, geht Schwarz auf armseligen Bauernfang aus.

8. Dd1xf3 Lb6xd4

9. Lc4xf7+! Ke8-f8

10. 0-0-0 Sg8-f6

11. Td1xd4 Kf8xf7

12. e4-e5! Jeder weiße Zug wirkt bereits wie ein Keulenschlag.

12. — — — c7-e5

13. Td4xd6 Dd8-e5

14. e5xf6 Sb8-c6

15. Df3-d5+ Kf7-f8

16. f6xg7+ Kf8xg7

17. Td6-d7+ mit Matt im nächsten Zuge. Diese Partie ist ein Schulbeispiel dafür, wie sich Zeit in Kraft verwandelt.

Anmerkungen von Bernhard Gahler.